

Gisela Ecker

# Spiel und Zorn

## Zu einer feministischen Praxis der Dekonstruktion

**Abstract.** In this essay I examine the post-structuralist notion of play in literature and in criticism. What it seems to offer women is the acknowledgement of gendered subjectivity, and it also helps to break up the idea of binary oppositions which still govern much of our discourse on gender. I contrast this with feminist anger which is evoked by the underprivileged position of women in many fields and which aims at abolishing negative conditions. Feminist texts which are informed by this anger must necessarily be teleological and therefore lack

playfulness. As in our culture the direct expression of anger has been denied to women and thus repressed it is an important step for women to discover and voice their anger. I then explore the differences and possible contacts between both modes of speaking/writing and their political effectivity. The form of this essay reflects the process of dealing with problems on different levels (philosophical and psychological) rather than their solution in a straightforward argumentative way.

Bei meiner Auseinandersetzung mit zeitgenössischen theoretischen Ansätzen und der Suche nach Anschlußmöglichkeiten für eine feministische Theoriebildung bin ich immer wieder auf das Konzept »Spiel« gestoßen. Ich war davon fasziniert, weil es Möglichkeiten anbot, losgelöst vom »Ernst« der unmittelbaren politischen Notwendigkeiten Polarisierungen aufzubrechen, die sich trotz anderslautender Bekenntnisse in so viele feministische Texte einschleichen und diese Texte fast unvermeidlich in ein binäres Korsett zwängen. Daran schloß sich die Hoffnung, daß sich auch im abgeschirmten Bereich der Beschäftigung mit dem Imaginären in der kulturellen Produktion etwas entwickeln kann, was auf die Lebenspraxis zurückwirkt.

### I.

Das Terrain, auf dem ich mich bewege, ist zunächst das der Literaturwissenschaft. Der Begriff selbst enthüllt bereits beides, das Spiel und den Ernst. Literatur wird in unserer Kultur dem Bereich des Spiels zugeordnet<sup>1</sup>, wenn auch in gewissen Grenzen, die von den unterschiedlichen Diskursen über Literatur gesteckt werden. Die Wissenschaft über Literatur dagegen reduziert das Spiel auf eine doppelte Weise, indem versucht wird, den Sinnaufbau und die Organisation von Texten zu analysieren und so weit wie möglich »in den Griff« zu bekommen und indem die einzelnen wissenschaftlichen Richtungen einen mehr oder weniger strengen Normenkanon besitzen. Obwohl es modisch geworden ist, diese Normen als Regeln eines Spiels zu bezeichnen, das aufgrund einer Übereinkunft, eines institutionalen Kontrakts, gespielt wird, bedeutet dies eine Verschleierung der Tatsache, daß Abweichungen von den Regeln tatsächlich empfindlichen Sanktionen unterworfen werden (im Extremfall Ausschluß aus der Forschungsgemeinschaft). Der in solchen behavioristischen Ansätzen auftauchende Begriff von Spiel unterscheidet sich als *game* ohnehin von dem hier gemeinten *play*. Ein beliebiges wenn auch drastisches Beispiel für Reduktion: das Metaphernverbot strukturalistischer Textwissenschaft, das besagt, daß die Metasprache der Textanalyse möglichst weit von der Objektsprache entfernt sein soll, damit wissenschaftlich stringente Aussagen formuliert werden können.<sup>2</sup> Die sprachlichen Monokulturen, die dabei gezüchtet werden, sind zwar logisch sauber und oft wissenschaftlich unantastbar, jedoch wird allem anderen, was noch – von den literarischen

<sup>1</sup> Vgl. Johan Huizinga, *Homo Ludens*. Vom Ursprung der Kultur im Spiel (Reinbek 1956).

<sup>2</sup> Vgl. unter anderem Manfred Titzmann, *Strukturelle Textanalyse*. (München 1977).

Texten selbst angeregt – wuchern könnte, der Nährboden verwehrt. Es ist mir bewußt, daß ich komplexe Sachverhalte hier leichtfertig vereinfache.

Die französischen Poststrukturalisten (es fehlt immer noch an einer geeigneteren Bezeichnung), allen voran Derrida, greifen den Umgang der traditionellen Wissenschaft von Texten als reduktionistisch an. Ihr Konzept des *Spiele* markiert dabei eine utopische Alternative. Ihre Kritik, von einer philosophischen Warte aus formuliert, rüttelt an den epistemologischen Grundlagen abendländischen Denkens. Dazu gehört auch die Erkenntnis, daß der Mensch, der Held der abendländischen Philosophie, männlichen Geschlechts ist und daß er sich nur herausbilden konnte, indem er sich implizit – nämlich unter dem Deckmantel von Geschlechtsneutralität – von einem Anderen, dem Weiblichen, abgesetzt hat. Dies ist der offensichtlichste Berührungspunkt mit der feministischen Wissenschaftskritik, die erkannt hat, daß Frauen und das Weibliche nicht nur aus der Institution Wissenschaft sondern auch aus ihren Kategorien und Funktionsweisen ausgeschlossen waren. Da taucht nun zum ersten Mal eine Wissenschaft auf, die bereits in den Voraussetzungen die Selbstreflexion auf den »Phallozentrismus« enthält; ist das nicht Grund genug, sich näher darauf einzulassen? Mit meinen Überlegungen zum Spiel möchte ich einen im feministischen Umkreis noch wenig beachteten aber zentralen Aspekt der Theorie herausgreifen und in »provokativen Kontakt«<sup>3</sup> mit einem nicht weniger zentralen Phänomen der feministischen Praxis, nämlich dem Zorn, bringen.

## II.

Zweifel am metaphysischen westlichen Denken standen von Anfang an im Mittelpunkt der dekonstruktivistischen Ansätze. Als »metaphysisch« bezeichnet Derrida eine jegliche Philosophie, die von Essenz, Wahrheit und Präsenz ausgeht.<sup>4</sup> Es ist ein Denken, das allen Texten und Strukturen ein Zentrum unterlegt, das, wenn es auch in der Tiefe versteckt sein mag, allen Phänomenen der Oberfläche eine Orientierung verleiht. Die einen nennen dies »Sinn«, die anderen »Struktur«. Das Zentrum und die Peripherie, die Tiefe und die Oberfläche, das Eigentliche und das Uneigentliche sind in den kritisierten Epistemen hierarchisch aufeinander zugeordnet, und diese Ordnung verhindert das freie Spiel von Elementen.<sup>5</sup>

In Derridas radikaler Weiterführung von Saussures Zeichenkonzept wurzelt alles weitere, was im Rahmen des Poststrukturalismus über das Spiel gesagt wird. Ich glaube, ich kann mich hier kurz fassen: Bereits bei Saussure ist in der Schrift das Bezeichnete im Zeichen niemals ansondern abwesend. Bezeichnetes und Bezeichnendes konstituieren sich nur in der Differenz zu anderen, zu dem, was sie nicht sind. Differenzieren und aufschieben, das sind zwei Aktivitäten im Signifikationsprozeß, die verhindern, – und das hat Saussure laut Derrida nicht deutlich genug gesehen – daß Bedeutung sich so ungebrochen ereignet wie bis dahin angenommen wurde. Statt der üblichen Zuordnung von Signifikat und Signifikant wird die horizontale Bewegung hervorgehoben, die Bindung eines Signifikanten an den nächsten und wieder einen nächsten in einer Kette von Verweisen. Es wird deutlich, daß die Signifikanten sehr viel mehr »Spielend negativ eingesetzt: »Die Kupplung hat zuviel Spiel«. Spiel und Repräsentation passen weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn zusammen: der Signifikant ist nicht imstande, das Signifikat voll zu re-präsentieren. Bei den Statuen der öffentlichen Denkmäler ist das

<sup>3</sup> Dieser Begriff stammt von Jane Gallop, die in ihrem Buch *Feminism and Psychoanalysis. The Daughter's Seduction* (London 1982), Psychoanalyse und Feminismus zu einer Begegnung führt.

<sup>4</sup> Näheres dazu in der ausführlichen Einleitung Gayatri Spivaks zur amerikanischen Ausgabe von Jacques Derrida, *Of Grammatology* (Baltimore 1977).

<sup>5</sup> Ich beziehe mich auf folgende Werke Derridas: *De la grammatologie* (1967), *Dissémination* (1972) und *L'écriture et la différence* (1967).

Standbein für die beabsichtigte repräsentative Pose verantwortlich, während das Spielbein als dekorative Zutat ein bißchen Variation erlaubt. Wie wir sehen können, dekonstruiert die Betonung des Spiels herkömmliche Hierarchien und läßt Herrschaft über den Sinn als äußerst fragil erscheinen.

Mit der Annahme von der Instabilität der Zeichen, die nicht mehr eindeutig denotieren und sich in einer doppelten Bewegung der *différance* befinden, ist, so Derrida, das *versus* der binären Opposition in eine Krise geraten. Seit deutlich herausgestellt wurde, daß es sich um keine neutralen Gegensätze handelt, sondern um hierarchische Beziehungen, haben binäre Oppositionen wie männlich/weiblich, Subjekt/Objekt, Erscheinung/Wesen, Materie/Geist usw., sowieso ihre Unschuld verloren. Auf die erste der genannten Oppositionen richtet sich natürlich unser Augenmerk, denn unabhängig von der Theorie, von der hier die Rede ist, reicht die Klage darüber weit zurück, und auch das einfache Umkehren der Vorzeichen macht keinen Spaß mehr. Trotz vielerlei Ansätzen ist es in unseren Denksystemen unendlich schwierig, Differenz nicht als Gegensätzlichkeit zu verstehen. Auch in dekonstruktiven Lesarten ist es ein mühsamer Prozeß, die Auflösung von Oppositionen einzuleiten. Er verläuft erst über eine spielerische Umkehrung und dann über eine De-plazierung, bis die Grenzen verwischt sind: »Indem der Wert von Wahrheit, eindeutigem Sinn und Präsenz aufgelöst wird, zeigt Dekonstruktion die Möglichkeit auf, daß die Schrift nicht mehr Repräsentation von etwas außer ihr zu sein braucht, sondern ihr eigenes grenzenloses ›Spiel‹«<sup>6</sup>. Das klingt rätselhaft genug und gelingt nur in den seltensten Fällen, aber eigentlich ist es ohnehin falsch, von Gelingen zu sprechen, denn wer kann sagen, welche Kriterien es für prozeßhafte Auflösung gibt? Am Beispiel des *pharmakon*, des *supplement* und des *hymen* hat Derrida Begriffe so lange gedreht und gewendet, bis sie »unentscheidbar«, »weder/noch und gleichzeitig sowohl/als auch« genannt werden können.<sup>7</sup> Wir werden unsererseits Derridas Spiel mit *hymen* noch lange drehen und wenden müssen, um seine Bildproduktion, die das Weibliche metaphorisch einsetzt, zu analysieren.

### III.

In Barthes' späten Werken (die frühen zählen zu einem einigermaßen orthodoxen Strukturalismus) wird sehr viel anschaulicher *vorgeführt*, was es bedeutet, sich spielend auf Texte einzulassen. Für mich ist das Vergnügen, das *L'empire des signes* (1980), *Fragments d'un discours amoureux* (1977) und *La chambre claire* (1980) bereiten, deshalb größer als Derridas Sprachspiele, weil das sprechende Subjekt im Prozeß sichtbar wird. Aus seinen Schriften läßt sich erkennen, welche Konsequenzen sich für die Literaturkritik aus der veränderten Sicht des Zeichens ergeben: Die »Interpretation« versucht nicht mehr, eine Antwort auf die Frage »was bedeutet der Text,« zu geben, sondern führt vielmehr in einem erneuten kreativen Akt die Bewegung der Signifikanten weiter. Es ist ein Spiel mit dem »Überfluß der Zeichen«, dem das Subjekt sich überläßt (insofern ist es abwesend), in dem es aber auch gleichzeitig in Form von *plaisir* (das sich bis zu *jouissance* steigern kann) anwesend ist. Der Text bei Barthes ist eine »Produktivität«, die »eine weitere Sprache erzeugt, die voluminös ist und weder Boden noch Oberfläche hat... denn ihr Raum ist der stereographische Raum des kombinatorischen Spiels, das unendlich ist... Produktivität wird ausgelöst... sobald der Schreibende und/oder Leser mit dem Signifikanten spielt... der Signifikant gehört allen.«<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Robert Young, »Post-Structuralism: An Introduction«, in: Young, Hg., *Untying the Text. A Post-Structuralist Reader*, (Boston, London, Henley, 1981), S. 18.

<sup>7</sup> Barbara Johnson, »Translator's Introduction«, in: Jacques Derrida, *Dissémination* (Chicago 1981), S. xvii.

<sup>8</sup> Roland Barthes, »Theory of the Text«, in: *Untying the Text*, S. 31–47; meine Übersetzung.

Was mir hier besonders wichtig erscheint, ist die Tatsache, daß die Lust, die bei einem solchen Spiel entsteht, nicht mehr männlich determiniert ist (und nicht einmal quasineutral sein kann), sondern daß sie sich als ganzheitliches Ereignis, auch auf den Körper bezogen, im Subjekt – dessen eine Dimension auch die Geschlechtszugehörigkeit ist – äußert.<sup>9</sup> Es ist also innerhalb der Theorie ein Ort geschaffen, an dem sich Differenz *ereignen* kann. Texte von Hélène Cixous, Luce Irigaray, Jane Gallop und vielen anderen zeigen auf ihre jeweils spezifische Art, wie das geschehen kann.

Das Subjekt tritt in diesen theoretischen Ansätzen auf eine zweite Weise in Erscheinung, die mich für eine feministische Textpraxis interessiert. Es lohnt sich, genauer hinzusehen, welche Vorstellungen mit der Entstehung einer »Galaxie von Signifikanten«<sup>10</sup> (welch betörende Formel) in immer neuen Interpretationsprozessen verbunden sind: Jeder Text ist bereits das Produkt der Verarbeitung einer »Bibliothek« von Texten, bewußt und unbewußt. Indem ich mich als »kompetente« Leserin intensiv mit einem solchen Text befaße, trage ich die von mir gelesene/verarbeitete »Bibliothek« an diesen Text heran und stelle Verbindungen her. Das schließt Texte aller möglichen Arten ein – natürlich nur wenn ich die warnende Stimme der Literaturwissenschaft nicht beachte, die mir Vorschriften bezüglich der Art der Texte machen will – also andere literarische Texte, die dazu gelesenen sogenannten Sekundärtexte, philosophische, politische, journalistische, populärwissenschaftliche usw., und das hängt auch davon ab, was ich erinnere, was ich aktiviere. Das potentiell unendliche Netz von Interferenzen (bei dem auch der Text, über den ich etwas schreiben will, mitwirkt, denn er läßt nicht beliebig alle Assoziationen zu) wird eingeschränkt durch meine Schichtenzugehörigkeit, meine politischen Positionen, durch mein Wissen, durch mein Erinnern, meine psychische Struktur und Verfassung, denn ich aktiviere nur das, was mich erregt<sup>11</sup> und wozu ich angeregt werde. Was ich hier zu beschreiben versucht habe, ist das Barthes'sche Konzept von Intertextualität.

»Ich« als temporäres Subjekt der Schrift, die ich aufs Papier bringe, bin gleichzeitig ein Produkt meiner Kultur (zum Beispiel des Kanons von Texten, die gemäß der Gruppen, denen ich freiwillig und unfreiwillig angehöre, gelesen werden sollen) und gleichzeitig Ausdruck meiner psychischen Konstitution (mit allem was an Komplexität dazugehört). Das Innen und das Außen stellen keine scharf trennbaren Oppositionen mehr dar (auch nicht Subjekt/Objekt), denn in den Kanon des Gelesenen sind auch meine individuellen Vorlieben eingegangen (einer der Töchter versteckt war).<sup>12</sup> Noch einmal die Frage, was dies mit Spiel zu tun hat: Nur wenn die kategoriale Unterscheidung zwischen dem künstlerischen und dem interpretatorischen Text<sup>13</sup> aufgehoben ist, wenn auf eine kreative Weise die Kontrolle wegfällt, die durch den wissenschaftlichen Diskurs mit seiner teleologischen Anlage ausgeübt wird, kann sich alles das auf die Schrift auswirken.

Nehmen wir die Bedeutung von »Bibliothek« mal ganz wörtlich: in unseren Bücherregalen hat sich doch in den letzten 15 Jahren eine Zusammenstellung von Texten angesammelt, die sich sehr von denen männlicher Kollegen unterscheidet. Unser Ausschnitt aus dem »Universum der Texte« hat sich langsam aber sicher von dem des »allgemeinen Subjekts«, das bestimmt, was eine enzyklopädische oder spezialisierte Bildung ausmacht, dissoziiert, und es ist hoffentlich nur eine Frage der Zeit, bis eine »andere« Bibliothek wirksam »ins Spiel« gebracht wird.

<sup>9</sup> Vgl. Roland Barthes, *Le plaisir du texte* (Paris 1973).

<sup>10</sup> Roland Barthes, *S/Z* (Paris 1970), S. 5.

<sup>11</sup> Vgl. Barthes' Theorie des *punctum* und des *studium* in *Die helle Kammer*. Bemerkungen zur Photographie (Frankfurt 1985).

<sup>12</sup> In Deutschland herrscht eine panische Angst vor intellektuellem Solipsismus, der einer solchen Textpraxis nachgesagt wird. Dadurch wird die Auseinandersetzung mit Barthes' Texten verzerrt.

<sup>13</sup> Noch vor den Theoretikern hat sich der Schriftsteller Oscar Wilde mit Witz und Nachdruck für eine solche Aufhebung eingesetzt.

## IV.

Hier kommt es mir darauf an, herauszuarbeiten, daß das Subjekt, das bewußt und unbewußt und natürlich auch als Teil des sozialen und politischen Systems über Sprache verfügt, »in Sprache ist«, wie Barthes sagen würde, kein geschlechtsneutrales mehr zu sein braucht. Die Konstruktion eines allgemeinen Subjekts, das sich einer ebenso allgemeinen distanzierenden Metasprache bedient und sich den (gemachten) Gesetzen der Wissenschaftlichkeit unterwirft, wird ja allenthalben für den Ausschluß des Weiblichen aus der Wissenschaft verantwortlich gemacht. Eine der Strategien, um dieser Misere zu begegnen, war dann die Einführung der Kategorie der (privaten = politischen) Betroffenheit in das ganze Gefüge. Sie hat gewiß einiges durcheinandergebracht, aber epistemologische Grundlagen blieben unangetastet. Ich meine, es geht zunächst um einen Ort, an dem sich die unterschiedlichsten Ausdrucksformen von Weiblichkeit dazwischenschieben und entfalten können und erst dann um die Frage, mit welchen konkreten Inhalten. Letzteres, zu früh angegangen, führt ohnehin meist nur zu essentialistischen Festlegungen (von denen wir zum Glück bereits so viele nebeneinander haben, daß sie, zusammen gesehen, ein ganz lustiges und vielfältiges, auch widersprüchliches Spektrum bieten, innerhalb dessen Spielraum sich recht gut leben läßt). Dazu Cornelia Klinger:

Durch den Ausgang vom je eigenen Frausein würde vor allem auch die Diversität von Frauen, ihre verschiedenen sozialen und geographischen Herkunft, ihre unterschiedlichen Situationen, Intentionen, Ambitionen, zugelassen (vielleicht auch erst problematisch) werden. »Die Frau« als »das Andere« ist so einheitlich nur in bezug auf »den Mann« als »das Eine«. Aus dieser Fixierung freigelassen, ist sie anderes und anderes und anderes...<sup>14</sup>

## V.

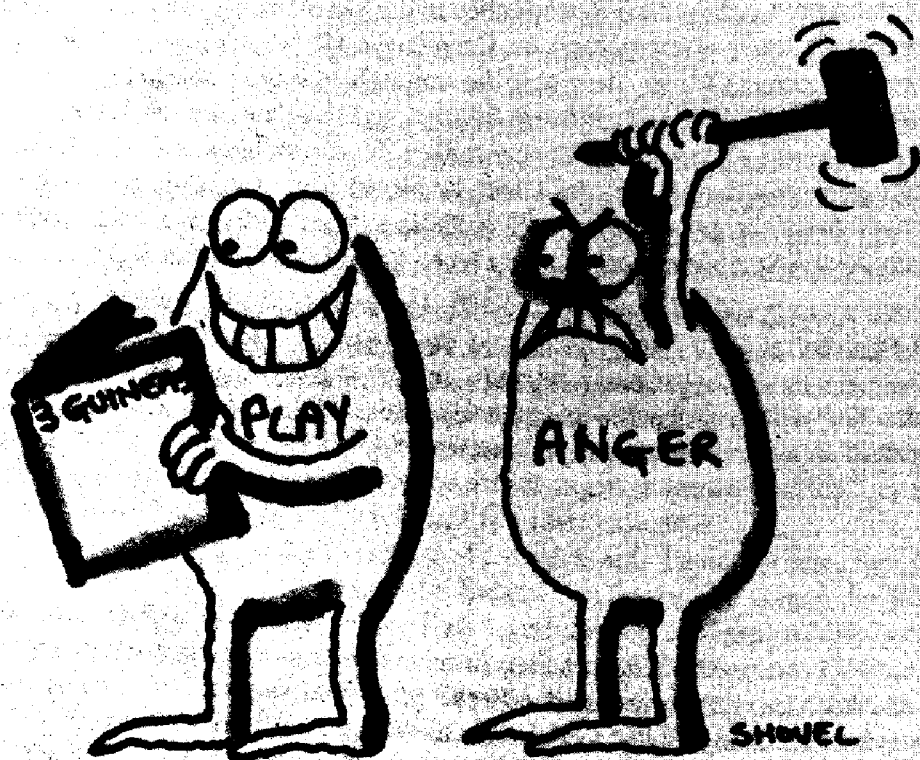
Unter dem Aspekt des Spiels betrachtet, bietet die Theorie, so habe ich argumentiert, eine Reihe von potentiell befreienden Möglichkeiten für eine feministische Arbeit mit der Schrift, ein Potential, das noch darauf wartet, in der Breite genutzt zu werden. Die Mehrzahl der dekonstruktivistischen Textanalysen löst jedoch nicht die Versprechungen ein, die von der Theorie verführerisch angeboten werden. Immer noch wenden sich die Poststrukturalisten den Texten von Männern zu, denen der Geschichte und der eigenen Gruppe: Joyce, Derrida, J.H. Miller, Mallarmé, Eliot, Barthes, Lacan, Bloom, James, Freud, Poe, Nietzsche undsofort. Der Kanon des Gelesenen und Zitierfähigen ist ohnehin von patriarchalischen Normen geprägt, und es bedürfte offenbar einer großen Anstrengung, Texte von Woolf, Barnes oder Stein in die bereits endlos langen Interpretationsketten einzubeziehen. Manche der Advokaten, Anwender und Verbreiter des Poststrukturalismus, wie zum Beispiel Frank in Deutschland und Norris in England, tun so, als ob es die Frauen, die wesentlichen Anteil an der Herausbildung dieser Richtung hatten, wie Sarah Kofman, Shoshana Felman, Gayatri Spivak, Hélène Cixous, Barbara Johnson, Ann Wordsworth, Nancy Miller usw. nicht existierten<sup>15</sup>; keine Fußnote und kein Texthinweis bricht dieses Verschweigen.<sup>16</sup> Gleichzeitig findet sich, wen soll's wundern, auch kein Eingehen auf die Kritik am phallogozentrischen Denken in solchen Texten; diese Seite wird abgespalten. Bezeichnenderweise sind das auch diejenigen Autoren, die die radikale Selbstkon-

<sup>14</sup> Cornelia Klinger, »Das Bild der Frau in der Philosophie und die Reflexion von Frauen auf die Philosophie«, in: Karin Hausen, Helga Nowotny, Hg., *Wie männlich ist die Wissenschaft?* (Frankfurt 1986), S. 80.

<sup>15</sup> Vgl. u.a. Sarah Kofman, *L'enigme de la femme*. La femme dans les textes de Freud, Paris 1980; Barbara Johnson, *The Critical Difference*. Essays in the Contemporary Rhetoric of Reading (Baltimore 1980). Ich habe gehört wie Jonathan Culler, der in seinem Buch *On Deconstruction*. Theory and Criticism after Structuralism (London 1983), am ausführlichsten von allen auf die Frauen unter den Poststrukturalisten einging, als »Softie« betitelt wurde.

<sup>16</sup> Vgl. Manfred Frank, *Was ist Neostukturalismus?* (Frankfurt 1983); Christopher Norris, *Deconstruction*. Theory & Practice (London, New York, 1982); ders., *The Deconstructive Turn*. Essays in the Rhetoric of Philosophy (London, New York, 1983); Christopher Butler, *Interpretation, Deconstruction and Ideology* (Oxford 1984).

frontation des Subjekts im Spiel mit den Signifikanten vermeiden; das plurale Subjekt wird um sein Geschlecht verkürzt und das Spiel zum Blindkuhspiel mit Augenklappen. Frances Bartkowski hat schon recht, wenn sie kritisch anmerkt, daß im Gegensatz zum Logo-, Phono- und Ethnozentrismus der Phallozentrismus fast unangetastet weiterlebt.<sup>17</sup> Mein Eindruck ist auch, daß die von Frauen geschriebenen Dekonstruktionen stärker psychoanalytisch ausgerichtet sind, sich öfter auf Freud, Lacan und Kristeva beziehen.



Cartoon: Martin Shovel

## VI.

The soul has moments of escape –  
When bursting all the doors –  
She dances like a bomb abroad  
(Emily Dickinson, »The soul has bandaged moments«)

Meine ansatzweise Beschreibung der Prämissen für das dekonstruktivistische Spiel nahm viel Raum ein; der Zorn dagegen bedarf keiner langen Einführung. Die Schriften der Frauenbewegung sind voll von ausführlichen Begründungen für den Zorn, die aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen stammen. Für unseren Zorn gibt es ausreichend Anlässe, sowohl im Alltagsleben als auch in den Produkten der Wissenschaften. Ich beziehe mich hier ganz bewußt

<sup>17</sup> Frances Bartkowski, »Feminism and Deconstruction: »a union forever deferred«, *Glyph*, 8 (1981), 70–77.

auf ein Gefühl, etwas Elementares, das uns alle angeht (wenn auch mit Unterschieden, die sich aus der jeweiligen Lebenspraxis ergeben) und gleichzeitig ein Wort, das noch nicht so verbraucht ist wie die viel benützten Vokabeln der Betroffenheit, der Erfahrung, der Parteilichkeit. Es ist ein Gefühl, das nicht nur den Kopf betrifft und das mir in einer schriftlichen Darlegung wie dieser vermeiden hilft, lediglich kognitive Kategorien gegeneinander zu setzen.

Spiel und Zorn scheinen sich zunächst gegenseitig auszuschließen, denn die Gelassenheit, die zum Spielen nötig ist, fehlt dem Zorn ganz. Zorn ist gegen etwas gerichtet und bewirkt zielgerichtete Handlungen, während Spiel Loslassen bedeutet, damit sich Kreativität entfalten kann. Die kreative Anspannung im Spiel entspricht nicht der Verspannung im Zorn.<sup>18</sup> Spiel verlangt souveräne Indifferenz und Distanz, während der Zorn leidenschaftlich ist und nahe geht.

## VII.

»It will be a long time still, I think, before a woman can sit down to write a book without finding a phantom to be slain, a rock to be dashed against.«

Virginia Woolf

Virginia Woolf ist eine Autorin, für die Spiel und Zorn nicht zusammengehen. Die modernistische Ästhetik, der sie sich verpflichtet fühlte und die auch in ihrem unmittelbaren Lebensumkreis verbindlich war, ist eine Ästhetik der spielerischen Kreativität, die frei ist von jeglichem Engagement, das sich aus dem alltäglichen Erleben ergeben kann. Woolf ist immer wieder an Kreuzungsstellen von Spiel und Zorn gelangt, am deutlichsten in ihren nichtfiktionalen Texten, allen voran *A Room of One's Own* und *Three Guineas*. Ihr Zorn über die Geschichte des unterdrückten Schreibtalents von Frauen, über ihre Abwesenheit in der Philosophie und Kunst, gipfelt in der mörderischen Attacke auf den »Angel in the House«, den Inbegriff weiblicher Perfektion. Am Beispiel von Charlotte Brontë beschreibt sie die Auswirkungen von Zorn auf das Werk von Schriftstellerinnen: »Her imagination swerved from indignation and we feel it swerve.«, und

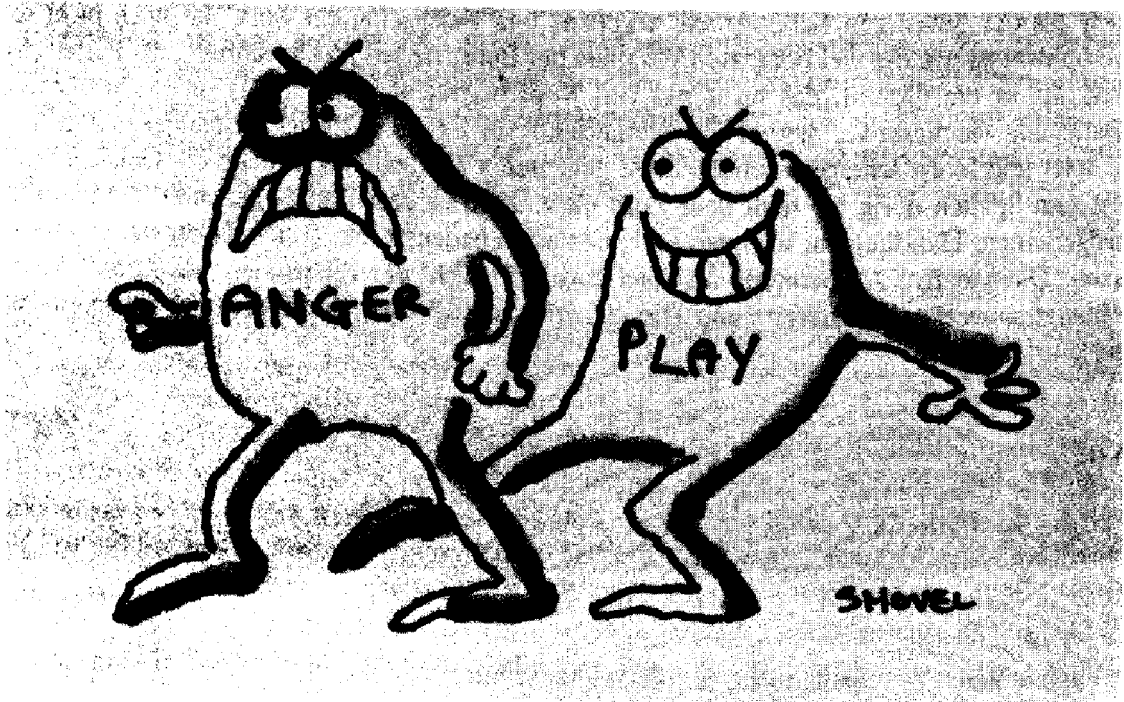
one sees that she will never get her genius expressed whole and entire. Her books will be deformed and twisted. She will write in a rage where she should write calmly. She will write foolishly where she should write wisely. She will write of herself where she should write of her characters. She is at war with her lot. How could she help but die young, cramped and thwarted?<sup>19</sup>

Das »should« markiert deutlich die Normen einer Kunstauffassung, nach der von einer emotionalen Position aus geschrieben werden muß, die über den Gefühlen von Liebe und Haß steht. Der Konflikt, den Virginia Woolf auch in ihren Tagebüchern, Briefen und literaturkritischen Texten ausdrückt, war für sie tiefgreifend und schmerzhaft. Eine Geschichte des unterdrückten Zorns in der Literatur von Frauen hätte viel Material aufzuarbeiten.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Zu den emotionalen Charakteristika des Spiels vgl. D.W. Winnicott, *Vom Spiel zur Kreativität* (Stuttgart 1973), S. 63–64.

<sup>19</sup> Virginia Woolf, *A Room of One's Own* (London: Pan Books, 1977), S. 67 und 70.

<sup>20</sup> Ein weiteres Beispiel wäre Jean Rhys. Die Protagonistinnen ihrer Romane sind ausnahmslos von einem extremen Pariah-Bewußtsein erfüllt, das keine andere Form finden kann als Passivität im Handeln und ein scharfes Beobachtungsvermögen. Die Unterdrückung von Zorn ist als psychischer Mechanismus bis in die Gespaltenheit des Stils erkennbar. Dazu eine Bemerkung aus den Briefen der Autorin: »I was going to write ›forgive me‹ but this morning someone wrote For God's sake don't be so meek. Meek!!! When I long to slaughter for a week or more. All over the place« (14.9.1959) in: *Jean Rhys: Letters 1931–66*, Hg., Francis Wyndham, Diana Melly, (Harmondsworth 1984), S. 172.



Cartoon: Martin Shovel

## VIII.

I turn your face around: It is my face.  
That frozen rage is what I must explore –  
Oh secret, self-enclosed, and ravaged place!  
This is the gift I thank Medusa for.  
(May Sarton, »The Muse as Medusa«)

Wäre es denn wünschenswert, so könnte gefragt werden, heute, unter veränderten Bedingungen das zu erreichen, was Virginia Woolf nicht geschafft hat, nämlich den Zorn zu sublimieren und zu transcendieren und damit jene Position zu erreichen, die gelassenes Spielen erlaubt? Dagegen spricht, daß Frauen den Zorn als möglichen Motor ihres Handelns erst sehr spät entdeckt haben. Es gibt eine lange Geschichte des Haßverbots für Frauen<sup>21</sup> in unterschiedlichen Ausformungen. Was auch immer an den essentialistischen Ansätzen richtig sein mag, nämlich daß die Frau biologisch friedfertiger angelegt sei, weil sie instinktiv das Leben schütze, es gibt daneben *auch* die massive Sanktionierung von deutlich ausgesprochenem und in Handlungen umgesetzten Zorn. Es geht nicht darum, »natürlich« friedfertige<sup>22</sup> Frauen zu zornigen, es geht darum, die unterdrückten Aggressionen zu befreien und bewußt zu machen. Denn, das bestätigt die Psychoanalyse, die entsprechenden Gefühle sind vorhanden und müssen aufgrund der Tabuisierung umso stärker verdrängt werden.<sup>23</sup> Die aggressiven Gefühle bleiben aufgrund der Verdrängung

<sup>21</sup> Vgl. Christina Thürmer-Rohr, »Haßverbot für Frauen. Friedfertigkeit als therapeutische Aktion«, *Psychologie heute*, 12 (1985), 64–67; dies., »Wendezeit – Wendedenken – Wegdenken«, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, H. 12 (1984), 52–60.

<sup>22</sup> Vgl. das Buch mit diesem Titel: Margarete Mitscherlich, *Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter* (Frankfurt 1985).

<sup>23</sup> Vgl. Jean Baker Miller, *Toward A New Psychology of Women* (Harmondsworth 1976), S. 128; Luise Eichenbaum, Susie Orbach, *Outside In ... Inside Out. Women's Psychology: A Feminist Psychoanalytic Approach* (Harmondsworth 1982), S. 77.



»auf einer archaischen Stufe frühkindlicher Entwicklung stehen, also mit angstausslösenden Omnipotenzphantasien behaftet... Wie ein Kind, das gehen lernt, müssen wir – mit allen Frustrationen und Kränkungen, die diesem Lernprozeß innewohnen – lernen, mit dieser unbekannten Seite in uns selbst umzugehen.«<sup>24</sup>

Es scheint, als ob wir nur durch eine konstruktive Aneignung des Zorns zum Spiel gelangen könnten. Auch wenn Zorn und Auflehnung angesichts der »Aufforderung zum Spiel« nicht postmodern und modisch genug erscheinen, müssen wohl die Prozesse der Konfrontation mit einem verpönten Gefühl durchlaufen werden. Welche Vermischungen von beiden möglich sind, das ist die spannende Frage.

## IX.

Spiel *mit* Zorn erscheint mir selten möglich, obwohl es Ansätze gibt, im Zorn eine kreative Energie zu sehen, die sich (erst nach Sublimation?) auf das Schreiben von Frauen auswirkt.<sup>25</sup> Da kommt mir die Examensarbeit einer Studentin in den Sinn, die sie an einer englischen Universität bei mir einreichte: sie hatte aus Zorn über den Fall Dora alle Zitate Freuds in die Fußnoten verbannt.

## X.

Lyotard geht bei seinen Vorstellungen von Wissenschaft als Spiel davon aus, daß Spielzüge erlaubt sind, die die Regeln verändern. Er möchte »Gerechtigkeit« (offensichtlich eine moralische Kategorie) an die Stelle von »Konsens« setzen:

Das Erkennen der Heteromorphie der Sprachspiele ist ein erster Schritt in diese Richtung. Sie impliziert offenkundig den Verzicht auf den Terror, den ihre Isomorphie voraussetzt und zu realisieren trachtet... Hier behaupte ich, daß die Gerechtigkeit folgende wäre: der Vielfalt und Unübersetzbarkeit der ineinander verschachtelten Sprachspiele ihre Autonomie, ihre Spezifität zuzuerkennen, sie nicht aufeinander zu reduzieren; mit einer Regel, die trotzdem eine allgemeine Regel wäre, nämlich »laßt spielen ... und laßt uns in Ruhe spielen«.<sup>26</sup>

## XI.

Ein Merkmal des Spiels ist sein Mangel an Verbindlichkeit. In einer guten dekonstruktivistischen Interpretation wird nicht ein für alle Mal dekonstruiert, sondern ein vorläufiges Produkt in der Schrift erzeugt, das offen ist für weitere spielerische Handlungen. Der/die Spielende ist nicht Herr über die Texte, mit denen gespielt wird, es wird kein Meisterdiskurs vorgeführt, aber es ereignet sich dennoch etwas.

Im Gegensatz dazu fällt auf, daß ein politisch eindeutig ausgerichteter Feminismus im Hinblick auf die *Diskursstruktur* einen Meisterdiskurs führen muß und es sich nicht leisten kann,

<sup>24</sup> Margit Brückner, »Wendepunkte – Frauen auf dem Wege der Subjektwerdung«, in: *Frauen und Macht. Der alltägliche Beitrag der Frauen zur Politik des Patriarchats*, Hg. Barbara Schaeffer-Hegel (Berlin 1984), S. 158.

<sup>25</sup> Vgl. Carmen Burgfeld, »Versuch über die Wut als Begründung einer feministischen Ästhetik«, *Notizbuch*, 2 (1980), 82–89, deren Äußerungen ich nicht zustimme, und Jane Marcus, »Art and Anger«, *Feminist Studies*, 4 (1978); der Zorn wird dort als »primary source of creative energy« bezeichnet, jedoch wird dessen Transformation bereits vorausgesetzt.

<sup>26</sup> Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen* (Bremen 1982), S. 123 und 131.

die Offenheit der eigenen Texte zu riskieren. Damit wirkliches Wachstum geschehen kann, müßte es aber möglich sein, immer wieder ein solches Risiko einzugehen. Die kurzfristige politische Effektivität aber wird sicherlich beeinträchtigt.

## XII.

Eigentlich hatte ich vor, mehr über die Sprachspiele zu schreiben, die in den einzelnen Texten auftauchen. Sie können entlarvend sein, attackieren (wie zum Beispiel Barbara Johnsons Wortprägung »Disseminar« als Kritik an Derridas Kritik an Lacan an ...<sup>27</sup>, sie können aber auch als Spielerei manieristisch erstarren. Übertragene Bedeutungen werden wörtlich genommen (s. zum Beispiel Susan Winnetts Behandlung von »krank schreiben«<sup>28</sup>), die Wurzeln eines Worts werden voneinander getrennt und entfalten einzeln eine andere Bedeutung (z.B. die Silbentrennung in »ver-rückt«, die uns aber heute nicht mehr überraschen kann und ihre Wirkung verloren hat), Mehrdeutigkeiten werden bewußt eingesetzt und ungrammatische Wendungen mit Absicht konstruiert (z.B. Christine Brooke-Rose über Autobiographie: »John and I are writing this paper himself«<sup>29</sup>). Der beliebte mimetische Sprachgestus ist ein Spiel mit Wiederholungen und Variation, in dem durch Verschiebung, nicht durch argumentativen Zugriff, eine Veränderung des Vorlage-Texts bewirkt wird. Im besten Fall bietet eine solche Verwendung von Sprache, von der angenommen wird, daß sie sich, wenn nur genau genug hingesehen wird, selbst dekonstruiert, auch die Möglichkeit, zornig zu spielen. Die Betonung liegt dann auf dem Spiel, das sich als umfassender Modus mitteilt.

## XIII.

Ich meine, es ist auch wichtig zu fragen: *wer* spielt? Denn es ist etwas anderes, wenn die Herrschaft über Text und Interpretation spielerisch von denjenigen aufgegeben wird, die über die entsprechenden Diskurse bisher verfügt haben, als wenn Frauen, die die gleiche Position als Subjekte des wissenschaftlichen Diskurses nie besessen haben, sich dem Spiel mit dem Text zuwenden. Es muß jeweils anderen Widerständen begegnet werden. Für die einen ist dies der Widerstand gegen die Aufgabe von Privilegien, für die anderen ist es der Zorn, der verlangt, beachtet zu werden. Es ist also anzunehmen, daß Frauen *von einem anderen Ort aus spielen*.

## XIV.

In unserem Sprachgebrauch wird »Spiel« am häufigsten in einen Gegensatz zu »Ernst« und »Arbeit« gesetzt und damit erst begreifbar. Das Absetzen vom Nicht-Spiel versetzt es, wie Bateson ausführt, in einen Rahmen, der es beherrschbar macht<sup>30</sup>. Es entsteht ein »Loch« in der normalen Zweckrationalität, und mit der Geste des »als ob« werden die konventionellen Rahmen erlaubt. Auch Kunst wird als eingerahmt verstanden, wie Gadamer, natürlich in einer anderen Terminologie, ausführt.<sup>31</sup>

<sup>27</sup> Barbara Johnson, »The Frame of Reference: Poe, Lacan, Derrida«, in: *Untying the Text*, S. 263.

<sup>28</sup> Susan Winnett, »Sich krank schreiben lassen: Dora und Otilie in den Handlungen der Meister«, in: *Frauen - Weiblichkeit - Schrift*, Hg., Renate Berger, Monika Hengsbach, u.a. (Berlin 1985), S. 35-51.

<sup>29</sup> Christine Brooke-Rose, »Self-Confrontation and the Writer«, *New Literary History*, 9 (1977-78), 129-136.

<sup>30</sup> Gregory Bateson, »Eine Theorie des Spiels und der Phantasie«, in: *Ökologie des Geistes* (Frankfurt 1981), S. 241-261.

<sup>31</sup> Hans Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode* (Tübingen 1975).

Werfen wir einen Blick auf das Lexikon. Das Vorspiel ereignet sich vor dem Ernst des Eigentlichen; das Zwischenspiel ist in jedem Fall eingerahmt und darf zum Beispiel im Theater eine besondere Illusionsebene einnehmen. Das Nachspiel jedoch ragt ärgerlich über den Rahmen hinaus und wird negativ konnotiert. Laut Anweisung des Verkäufers mußte der Teppich, den ich eben verlegte, an den Rändern etwas »Spiel haben«, um genügend »arbeiten« zu können (d.h. sich je nach Wärme und Feuchtigkeit ausdehnen und zusammenziehen).

Derridas Spielkonzept ist sehr viel radikaler. Es ist ein utopischer Fluchtpunkt, der unerreichbar scheint, denn, wie er sagt, »noch heute stellt eine Struktur, der jegliches Zentrum fehlt, das Undenkbare dar«<sup>32</sup>. Ich glaube, es ist ganz interessant, diese Vorstellung noch einmal näher zu betrachten, damit wir nicht allzu glatt den Begriff »Spiel« unseres Sprachgebrauchs zugrundelegen. Nicht am Beispiel der Rahmung, sondern an dem der Struktur zeigt Derrida auf, daß meist nur ein im Grunde reduziertes Spiel zugelassen wird. Der Strukturalismus war, so Derrida, noch in einer Paradoxie gefangen, denn die Vorstellung von Struktur erlaubte eine Menge Spielraum für die Oberflächenphänomene (ein ständiges Hin und Her zwischen Repetition; Substitution, Transformation, Permutation ...). Doch sie brauchte ein Zentrum. Das Zentrum (das für Derrida letztlich der Tod ist) ermöglicht einerseits das Spiel, andererseits verhindert es eine Ausweitung, denn das Zentrum selbst kann in keiner Spielbewegung mehr stehen. Das folgende Zitat verdeutlicht die Konsequenzen einer solchen Vorstellung für die Humanwissenschaften:

There are thus two interpretations of interpretation, of structure, of sign, of play. The one seeks to decipher, dreams of deciphering a truth or an origin which escapes play and the order of the sign, and which lives the necessity of interpretation as an exile. The other, which is no longer turned toward the origin, affirms play and tries to pass beyond man and humanism, the name of man being the name of that being who, throughout the history of metaphysics or of ontotheology... has dreamed of full presence, the reassuring foundation, the origin and the end of play.<sup>33</sup>



Cartoon: Martin Shovel

<sup>32</sup> Jacques Derrida, »Structure, Sign and Play in the Discourse of the Human Sciences«, in: *Writing and Difference* (London 1981), S. 278–294.

<sup>33</sup> Ebd., S. 292.

Anger and tenderness: the spider's genius  
to spin and weave in the same action  
from her own body, anywhere –  
even from a broken web.  
Adrienne Rich, »Integrity«

Könnte es nicht sein, daß die Aktivitäten unterschiedlichen Bereichen gelten, die spielerischen dem Bereich der symbolischen Ordnungen, die sich im Imaginären und in der Sprache manifestieren, die zornigen Handlungen dagegen den realen politischen Zuständen? Keine von beiden wäre ohne die andere wirklich effektiv.

Das Programm, das unabhängig voneinander Nancy Miller und Gayatri Spivak, zwei Feministinnen und Vertreterinnen der Dekonstruktion, vorschlagen, zielt auf eine Verbindung der scheinbar unvereinbaren Positionen. Nancy Miller:

Laßt uns eine moderne, post-humanistische Lesart von »Literatur« aufrechterhalten, eine Lesart, die angefangen hat, die Orte des Zentrums und der Peripherie neu zu durchdenken, und inmitten dieser fragilen Topographie, auch die Stabilität des Subjekts. Gleichzeitig aber müssen wir ... nach den Anforderungen einer praktischen Politik leben... Das bedeutet die Forderung nach einer dezentrierten Perspektive in der Theorie *und* im Gegensatz dazu nach einer zentrierten Aktion, die nicht erneut die Unsichtbarkeit der Frauen zur Folge hat.<sup>34</sup>

Spivak, die Übersetzerin von Derridas *Grammatologie* und gleichzeitig unermüdliche Advokatin der Frauen in der Dritten Welt (zwei extreme Pole, die da zusammenkommen), formuliert anhand ihrer Diskussion der französischen Feministinnen »ein doppeltes Programm: gegen Sexismus, wobei Frauen sich als biologisch unterdrückte »Kaste« zusammenschließen, und für Femismus, wobei menschliche Wesen lernen, sich auf eine Transformation des Bewußtseins vorzubereiten«<sup>35</sup>. Letzteres bedeutet für sie – das geht aus dem erwähnten Aufsatz sowie aus ihren übrigen Schriften hervor – die Vorstellung von der Einheitlichkeit des Subjekts aufzugeben, eine Folge der intensiven Rezeption von Freud und Lacan im Poststrukturalismus. Das Subjekt der politischen Aktion jedoch muß einen solchen ungespaltenen Zustand als fiktive Krücke wieder aufnehmen, um handlungsfähig zu sein. Spivak macht deutlich, daß gerade angesichts der komplexen Situation von Frauen eine puristische Position ohnehin ein Luxus wäre (der Luxus der Privilegierten?).

Das mag vielleicht für diejenigen enttäuschend sein, die auf klare Lösungen hoffen. Die Vorstellung vom pluralen Subjekt aber schließt auch ein, daß Konflikte akzeptiert werden müssen und daß Handeln auf mehreren Ebenen nötig ist, auch wenn sie im scheinbaren Widerspruch zueinander stehen. Wir können nur die sich historisch abzeichnenden Probleme annehmen, mit ihnen kreativ umgehen und vielleicht erkennen, daß die utopische Fiktion der eindeutigen Lösungen ohnehin ein metaphysisches Gespinnst ist und daß »die erneute Einschreibung in das Imaginäre... nicht von einem souveränen Subjekt geleistet werden« kann.<sup>36</sup> Das Problem dabei ist die Tatsache, daß der Diskurs, der dies berücksichtigt, nicht so ohne weiteres zur Legitimation für politisches Handeln taugt, wenngleich er ein solches nicht ausschließt. Er bleibt notwendig, wenn auch für immer ungenügend und sich selbst unsicher.

<sup>34</sup> Nancy Miller, »The Text's Heroine: A Feminist Critic And Her Fictions«, *diacritics*, 12 (1982), 48–53, dort S. 53.  
<sup>35</sup> Gayatri Chakravorty Spivak, »French Feminism in an International Frame«, *Yale French Studies*, 62 (1982), 154–184; dort S. 170 und 175.  
<sup>36</sup> Ebd., S. 172.